

Ausgabe 16

# LebensZeiten

Ein Magazin über das Unvermeidliche und für das Leben danach



## Rollenwechsel

Wenn es uns betrifft

# Gedicht

## Herbst

Die Blätter fallen, fallen wie von weit,  
als welkten in den Himmeln ferne Gärten;  
sie fallen mit verneinender Gebärde.

Und in den Nächten fällt die schwere Erde  
aus allen Sternen in die Einsamkeit.

Wir alle fallen. Diese Hand da fällt.  
Und sieh dir andre an: es ist in allen.

Und doch ist Einer, welcher dieses Fallen  
unendlich sanft in seinen Händen hält.

Rainer Maria Rilke

# Erste Worte

Liebe Leserinnen und Leser,

In dieser Ausgabe von *LebensZeiten* beschreiben wir, wie es uns als Bestatter ergangen ist, als eine Person, mit der wir uns verbunden gefühlt haben, gestorben ist. Wir sprechen über das, was uns aufgefallen ist und was wir uns ganz persönlich gewünscht hätten.

Ich bin gespannt, wie es Ihnen ergeht.  
Schreiben Sie uns!

Ihnen eine gute Zeit beim Lesen!



Ihre  
Andrea Maria Haller  
lebenszeiten@bestattungshaus-haller.de

# Inhalt

## Lebenswege

Rollenwechsel:  
Wenn es uns betrifft 6

## Kunst, Kultur und Historisches

Ein letztes Werk:  
Manfred Benra malte im Hospiz 4  
Hinschauen macht glücklich:  
der Schauspieler Wilhelm Schneck  
über das Theaterstück "Die Bestatter" 30

## Aus fernen Ländern

Der Himmel ist unten:  
Bestattungen im Kongo 15

## Lebensgeschichten

Wissbegieriger Student des Diesseits:  
Wolfgang Reischle 20  
Fleißiger Tüftler und Motorradfahrer:  
Helmut 22

## Wissen

Vom Mut zu begreifen 12

## Steuern und Recht

Wann brauche ich einen Erbschein? 27

## Veranstaltungen & Tipps

Buchbesprechung:  
Ich lebe mit meiner Trauer &  
Wir leben mit deiner Trauer 24  
Trauergruppen und Begleitung 26

Trost auf vier Pfoten:  
Hund sucht Heim 29

## In eigener Sache

Aus dem Kulturkalender 29

## Gedicht

Herbst 2

## Impressum

32

## Bildquellenangaben

26

In dieser Serie stellen wir  
Künstler aus der Region vor.  
Diesmal: Manfred Benra



Unter anderen malte er auch das Hospiz in Esslingen.  
Dieses Bild hängt heute dort im Foyer.

## Ein letztes Werk

Es war lange her, dass Manfred Benra einen Pinsel in der Hand hielt. Erst im Hospiz in Esslingen entdeckte er diese Leidenschaft wieder für sich. Malen war für ihn "überlebensnotwendig", sagte er. Die Bilder, die er in den letzten Monaten dort gemalt hat, zeigen immer wieder zwei Grundmotive: Landschaften mit Häusern, farbige Strukturen.

Vielleicht war das Malen eine sinnbildliche Auseinandersetzung mit der Beschaffenheit des Lebens und seinem letztendlichen Nachhausekommen.

Am 20. Juni 2017 ist Manfred gestorben.



Postkarten von Manfreds Bildern sind über das Hospiz Esslingen erhältlich. Mehr über Manni können Sie auf Seite 6 lesen.



# Rollenwechsel

## Wenn es uns betrifft

Wenn jemand plötzlich nicht mehr da ist, wird er vermisst. Von seinen Angehörigen und von seinen Freunden. Doch während wir als Bestatter viel mit den engsten Verwandten zu tun haben, mit denen wir alles organisieren, bekommen wir wenig mit von dem, was Freunde erleben. Wie sie sich verabschieden, wie sie trauern, wie sie mit dem Verlust umgehen, zu all dem haben wir keinen Zugang. Aber das kann sich schnell ändern. Nämlich dann, wenn wir als Bestatter selbst betroffen sind. Wie reagieren wir, wenn in unserem eigenen Umfeld jemand fehlt? Was bringt uns all unser Wissen? Hier erzählen Julia Fuchs, Ulrika Bohnet und Andrea Haller über ihre Erfahrungen.

## Das letzte Bild: unvollendet

**W**er Manni kennt, weiß, dass er nicht einfach war. Er hatte ganz feine Antennen, wenn etwas nicht so lief, wie er es sich vorgestellt hatte, und war dann sehr klar in seinem persönlichen Ausdruck. Kurz gesagt: Er konnte schimpfen wie ein Rohrspatz und sich ohne Ende aufregen. Diese Aufregung tat er wortreich kund. Das war nicht immer lustig.

Manchmal verstand ich ihn nicht. Ich verstand nicht, worüber er sich aufregte und warum ihn etwas kränkte, das ich nicht einmal wahrnahm. Manchmal verstand ich seine Sprache nicht.

Gleichzeitig hatte er eine ganz weiche, ganz sensible Seite. Wenn ich zum Boule-Spielen kam, begrüßte er mich immer, als ob er sich wirklich freuen würde, mich zu sehen. Wenn wir zusammen spielten, sorgte er immer dafür, dass ich schießen würde, denn das musste ich üben. Egal ob das hieß, wir würden das Spiel verlieren. Mein Üben war wichtiger als das gemeinsame Gewinnen. Und wenn ich gut war, lobte er mich ohne Ende.

Er war ein kleiner Charmeur. Der sich auch mal in seinen Worten „um den gerade leergewordenen Platz an meiner Seite bewarb“. Manfred war auch einer, der einem ohne große Umstände zu machen die Wahrheit

sagte. Diplomatie betrachtete er als überflüssig und vollkommen unnötig. Keine Zeit dafür, keine Geduld.

**I**m September letzten Jahres erhielt Manfred die Diagnose Krebs. Er erzählte es mir eines Abends beim Spielen, aber irgendwie nahm ich es nicht ernst. Ich dachte, das wäre eine seiner Geschichten, die er manchmal ohne Zusammenhang erzählte und die wenig Sinn ergaben.

Ich ging eine Weile nicht zum Boule-Spielen auf den Schlossplatz. Die Diensttage und Donnerstage flossen dahin, und irgendetwas war immer los, das dafür sorgte, dass ich nicht da sein konnte.

**D**ann kam Ende Juli eine E-Mail. Manni ist gestorben. Im Hospiz in Esslingen.

Ich konnte es nicht glauben. Manni. Ich schämte mich dafür, dass ich keinen Kontakt mehr hatte. Dass ich nicht wusste, was los war, dass ich nicht da gewesen war.

Gleich am Nachmittag, nach der E-Mail, gab es eine kleine Feier mit Kaffee und Kuchen, organisiert von einem Freund Mannis und vom Hospiz in Esslingen. Sie erzählten, dass das Hospiz in Esslingen ein ganz wunderbarer Ort für ihn geworden ist. Dass Manni in den letzten Monaten noch einmal richtig aufgeblüht ist.

Und dass er wieder angefangen hat zu malen. Jeden Tag hat er ein Bild gemalt. Eine Kunsttherapeutin ermutigte ihn, fand Wege, um Malereien zu besorgen und ihm den Raum zu geben, seine ganze Schaffenskraft noch einmal auszuleben.

**S**ie organisierte sogar eine Ausstellung mit seinen Werken im Wohncafé in Esslingen. Manni wollte, dass seine Bilder zugunsten des Hospizes verkauft werden. In der Esslinger Zeitung erschien ein Bericht über ihn. Malen ist überlebensnotwendig, war die Überschrift.

All das habe ich nicht mitbekommen. Ich hätte mich gerne von ihm persönlich verabschiedet. Ich hätte ihn gerne noch einmal gesehen. Das kauzige Gesicht. Das verschmitzte Lächeln. Ich hätte ihm gerne eine gute Reise gewünscht. Ich werde Manni vermissen. Wenn ich an ihn denke, weine ich. Das hätte er bestimmt nicht erwartet.

Das Zusammensein am Tag der Nachricht tat gut. Das war so wichtig für mich. Wir redeten und erzählten. Fügten die Puzzle-Teile von Mannis Leben, die wir kannten, zusammen. Lachten. Schimpften. Es war ein ehrlicher, traurig-schöner Nachmittag.

Mannis Familie ließ ihn einäschern. Es gab keine Trauerkarten, keine Trauerfeier für ihn – weder hier noch dort, wo er herkam. Er wurde anonym beigesetzt, irgendwo bei Aachen.

Ich hätte mir für mich und für uns alle noch einen Moment gewünscht, an dem wir uns von Manni verabschieden können. Mir fehlt das: noch einmal ein klein wenig Raum zu haben, um Danke zu sagen, um vielleicht noch andere Teile von Mannis Leben zu entdecken, gute Reise zu sagen. Um über ihn zu lachen, über ihn zu schimpfen – denn das würden wir ganz sicher tun.

Das hat er nicht verdient, sagte einer von denen, die ihn ganz bis zum Ende begleitet haben. Das hat er nicht verdient. Ein Satz, den ich in meiner Arbeit schon öfter in Familien gehört habe. Jetzt habe ich ihn zum ersten Mal verstanden und gespürt, was es bedeutet, Jemandem nicht gerecht zu werden.

Das letzte Bild ist für mich unvollendet. Es fühlt sich in mir wund an zu denken, dass Manni gar keinen Platz mehr in dieser Welt hat.

Außer in den Bildern, die er gemalt hat.

Als ich ihn früher einmal gefragt hatte, was er beruflich mache, sagte er: Er sei Maler, aber er male nicht mehr. Das Malen kam erst zurück in den letzten Wochen seines Lebens. Was für ein Geschenk!

(Bilder siehe Seite 4 und 5)



# Ein Zitronenbaum für die Ewigkeit

Seit fast 20 Jahren begleitet mich ein Zitronenbaum. Er hat lange Stacheln, um nicht vorhandene Ziegen abzuwehren, und ist fast zwei Meter hoch. Im Herbst schleppe ich ihn mit fluchenden Freiwilligen ins Wohnzimmer zum Überwintern. Hingebungsvoll bekämpfe ich diese Schildläuse, die ihn immer wieder befallen. Er hat unzählige Umzüge überstanden und bewohnte viele Fensterbretter. Der Zitronenbaum hat seinen Platz in meinem Leben – und trägt eine besondere Erinnerung in seinem dunkelgrünen Blattwerk.

Vor fast 20 Jahren studierte ich in Freiburg Ethnologie. Die Wissenschaft der menschlichen Kulturen außerhalb Europas begeisterte mich und weckte neue Fragen nach unserem Dasein in dieser Welt. Manche Kommilitonen verband das gemeinsame Interesse für bestimmte Ethnien oder Regionen, und manchmal



Ulrika Bohnet hat Ethnologie studiert und betreut die Haller-Filiale im Stuttgarter Süden.

führten Referate und Sprachkurse zu Freundschaften weit über das „Institut für Völkerkunde“ hinaus. So war es Paula und mir ergangen: Unsere Sehnsucht nach den Nomaden der Mongolei hatten wir in eine

## Statt Verstehen gab es eher vielfältiges Verstummen.

gemeinsame Hausarbeit eingearbeitet und uns während dieser unzähligen Treffen besser kennengelernt. Oft waren wir in Gedanken in Zentralasien gewesen, saßen an den rauchigen Dungfeuern unterm runden Himmel einer mongolischen Filzjurte und hörten draußen die Geräusche der Herde – während wir tatsächlich den WG-Küchentisch mit Bücherstapeln, Blätterwäldern und Teetassen blockierten.

Paula war sehr eigen, sensibel und zurückhaltend. Ihre Empfindsamkeit machte es ihr nicht immer leicht, in der Welt zu sein, und manchmal erinnerte sie mich an einen Eisberg, von dem nur der kleinste Teil als oberirdische Spitze zu sehen ist. Vieles lag bei ihr im Ungenannten, Geheim-

nisvollen, auch etwas Schweres war da zu vermuten, und dies machte sie so interessant für mich – und auch für nicht wenige meiner Freunde, die sie bei mir kennenlernten, denn sie wohnte ganz in der Nähe.

So wollte ein lieber Freund gern mehr von Paula wissen, sie hatten sich lange und gut am Lagerfeuer unterhalten. Tatsächlich konnte ich ihm nicht wirklich viel von ihr erzählen. Da war wohl noch viel kennenzulernen und zu entdecken. Der Freund ließ jedoch nicht locker: Er kam wieder vorbei, weil er Paula nicht angegriffen hatte, und bat mich, ihr sein Geschenk zu übergeben. Ein Zitronenbäumchen, winzig, hellgrün, die Blättchen wie lebendige Federn! Er hatte es selbst aus einem Kern gezogen, gehegt und gepflegt und nun Paula gewidmet. Und so wartete es bei mir auf sie. Irgendwie hatte ich Paula schon länger nicht mehr gesehen, auch im Institut nicht, aber ich dachte mir nichts dabei. So vieles passierte alle Tage, und ich war mir sicher, dass sich unsere Wege wieder kreuzen würden.

Stattdessen überbrachte mir meine Mitbewohnerin die unfassbare Nachricht. Man hatte Paula gefunden, auf dem Hausberg nahe unserer Siedlung. Sie hatte ihrem Leben selbst ein Ende gesetzt. Ein letzter Brief wehte Fetzen ihrer

Verzweiflung an der Welt und ihrer Einsamkeit in unser Studentenleben, das plötzlich ganz still wurde. Erschüttert. Es war zum ersten Mal für mich, dass ein Mensch in meinem Umfeld, in meinem Alter, solch eine schwere Entscheidung getroffen hatte. In meine Fassungslosigkeit mischten sich Gefühle von Schuld und Versäumnis: Warum konnte es nur so weit kommen? Was war mir entgangen? Was hätte ich merken können und sollen? Welche leisen Zeichen gab es, und was hatten wir alle übersehen, überhört, übergangen? Wie betäubt suchte ich den Kontakt zu anderen, zu Freunden, Mitstudenten, Mitbewohnern. Aber statt Verstehen gab es eher vielfältiges Verstummen. Es gab auch keine Trauerfeier, kein Ritual, alles wurde wohl im engen Familienkreis gehalten. Im Institut wurde nur darüber gemunkelt.

Es war, als verlief Paulas Fährte mit all ihrem Geheimnisvollen – im Nichts. Ihr stilles Wesen, das Leuchten ihres kupferfarbenen Schopfs, ihre Freude an der Natur und an den Bergen: Wie ein Mosaik blitzte Kleines und Großes in mir auf und ließ sich doch nicht zusammenbringen mit der endgültigen Tatsache. An der nichts mehr zu ändern war. Es war so schwer und nicht wirklich zu begreifen.

Bis mein Blick auf das Zitronenbäumchen fiel, das da noch immer auf sie wartete. Paulas Bäumchen. Nun blieb es bei mir – als eine wachsende Erinnerung und als ein Ort, um meine hilflose Traurigkeit einzupflanzen. Ich begann auf die Pflanze Acht zu geben, als wäre sie ein Stück von Paula. Pflanzte sie, wässerte sie (zuvor hatten nur Kakteen meine gärtnerischen Fähigkeiten überlebt) und topfte sie um, als es ihren Wur-



zeln zu eng wurde. In Zeiten nomadischer Verhältnisse und Reisen brachte ich Paulas Bäumchen bei Freunden unter, die ihre schützenden grünen Daumen darüber breiteten. Es wurde größer und größer, und mittlerweile ist aus dem Bäumchen ein stattlicher Baum geworden.

Als meiner heutigen Perspektive Bestatterin hätte ich mir für damals einen rituellen Raum gewünscht, um Paula das Bäumchen doch noch mitzugeben. Und um meine hilflose Traurigkeit bei einer Feier zu verorten, die dem Unbegreiflichen einen Platz gegeben hätte. Nicht nur für mich. Sondern auch für Mitstudenten, Nachbarn, Freun-

de. Und für das Zitronenbäumchen. Der Baum überragt mich, und im letzten Winter beglückte er mich zum ersten Mal mit zwei Blüten: So winzig sie waren, erfüllten sie doch das Wohnzimmer mit überirdisch feinem Duft. Es war für mich wie ein Gruß von Paula. Die Erinnerung an sie hat im Zitronenbaum einen Ort gefunden, wächst weiter, treibt Blätter und sogar Blüten. Sie lebt weiter mit mir. Und so schleppe ich sie mit mir durch die Jahre, über Fensterbretter und Balkone, zücke das Schildlausspray und wuchte den Topf mit fluchenden Freiwilligen ins Wohnzimmer, wo sie überwintert – und vielleicht sogar wieder zu blühen beginnt ...

# Man kann sich an den Tod nicht gewöhnen

**O**b ich mich an den Tod gewöhnt habe? Das werde ich oft gefragt. Ich erkläre dann immer: „An den Anblick eines Verstorbenen habe ich mich tatsächlich gewöhnt. Nicht aber an das Schicksal der Hinterbliebenen.“

Und jetzt, plötzlich, verstehe ich das Wort „Hinterbliebene“. Ein Wort, das ich schon so oft benutzt, aber den Sinn scheinbar nie begriffen habe. Ich bin eine Hinterbliebene. Hier zurückgeblieben, ohne ihn.

Als der Anruf kam, hörte ich schon am Klingeln, dass es passiert ist. Dass er gestorben ist. Verstorben. All die gewohnten Worte neu und fremd.

Palliativstation. Wunderbar, dass es sie gibt. Und doch grausam zugleich. Jorgo wollte nicht dort sein. Ganz einfach, weil er nicht sterben wollte. „Haben Sie denn gar keine Möglichkeit mehr, mir zu helfen?“, fragte er jeden Arzt, der in sein Zimmer kam. Die Antworten waren so unterschiedlich, wie die Götter in Weiß es waren. Nur eines hatten sie gemeinsam: Keiner sagte „Doch! Habe ich.“



Julia Fuchs betreut die Haller-Filiale in Leonberg

Ihn dann zu sehen. Blass. Angespannt. Tot. In dem Bett, an dem wir uns alle abwechselten, damit er nicht alleine sein musste. Denn das wollte er nicht. Alleine sein.

Für mich war Jorgo immer ein toller Mensch. Voller Humor, Hilfsbereitschaft. Ideen sprudelten aus ihm her-

## Mein Kopf ist wie mit Watte gefüllt.

aus, als wäre er eine unerschöpfliche Quelle. In seiner Gegenwart habe ich mich immer sicher gefühlt. Beschützt. Mein großer Cousin Jorgo.

Und jetzt ...? War er schon immer so klein und schwach, wie er mir in gerade diesem Moment erscheint? Nie habe ich ihn so betrachten können wie jetzt auf seinem Sterbebett.

Wir sind dankbar, dass er genau gesagt hat, wie er sich seine Bestattung vorstellt. Auch wenn wir es kaum ertragen haben, ihn darüber sprechen zu hören. Im Organisieren von Bestattungen aller Art bin ich Profi! Ich kann das. Weil ich es gerne mache und mich auskenne. Doch plötzlich ist alles anders. Scheinbar habe ich nicht die Wahrheit gesagt, als ich behauptete, dass ich mich an den Anblick von Verstorbenen gewöhnt habe. Vernebelter Blick durch meine Tränen, durch die Tränen aller, die dich so sehr geliebt haben. Mein

Kopf ist wie mit Watte gefüllt. Nicht begreifen können, wo er ist. Es kann doch nicht auf einmal alles aus sein.

**M**uss ich jetzt etwas tun, etwas veranlassen? Wer holt ihn hier ab? Und wer kümmert sich darum? Alles Abläufe, die ich besser kenne als viele andere. Auf einmal funktioniert nichts mehr in meinem Kopf so, wie ich es gewohnt bin. Als ob mein Schmerz über seinen Verlust sämtliche Nervenbahnen im Gehirn lähmt.

Die Tage, bis er endlich an dem Ort beigesetzt wurde, den er sich ausgesucht hatte, vergingen schleppend. Aber das ist nicht weiter verwunderlich. Nach Havdata, einem kleinen Bergdorf auf der griechischen Insel Kefalonia im Ionischen Meer, waren wir alle stets über zig Umwege gekommen. Die Reise dorthin war immer schon beschwerlich und kompliziert gewesen. Jetzt galt es plötzlich, einen Sarg dorthin zu transportieren. Aber der Weg nach Havdata lohnt sich! Ich kenne keinen Ort, der ursprünglich wie dieser zu sein scheint. Natur pur. Steinige Wege oft noch, die Grillen übertönen jeden Straßenlärm. Wie viele Jahre Jorgo insgesamt dort lebte, weiß ich nicht genau. Das war nie wichtig gewesen. Jedenfalls gehörte er zur Insel wie kaum ein anderer. Das Nachtleben war seine Welt. Mit seinem Bruder Alexis betrieb er lange Zeit eine Bar („Inside“) und eine Diskothek („Outside“). Jeder dort kannte Jorgo. Und er war beliebt. Weil er immer fair war. Und hilfsbereit. Weil er jedem eine zweite Chance gab und weil er da war, wenn man ihn

brauchte. Auf seiner Beerdigung waren hunderte Menschen. Es hätte Jorgo gefallen zu sehen, wie viele Freunde Abschied nehmen wollten von ihm. Eine letzte große Party.

Die Griechenland-Krise war es, die Jorgo wieder nach Deutschland gebracht hatte. Mit seiner Ehefrau Aleksandra betrieb er seither eine Tankstelle in Nagold. Er mochte seine neue Arbeit sehr, und schnell fand er auch hier wieder viele Freunde und Bekannte. Aus diesem Grund haben wir auch in Nagold eine Trauerfeier gemacht. Die Feierhalle war gerammelt voll, so viele Menschen, die er scheinbar spielend berührt hatte auf seine Art. Mein Kollege Hermann Bayer hielt die Trauerrede über Jorgo und fasste in Worte, was wir nicht einmal zu denken imstande waren. Alles war zu konfus in unseren Köpfen und Herzen. Wir spielten seine Musik. Querbeet. Theodorakis, Discosound und – ganz wichtig – Barry White!

In Stuttgart war er geboren worden, vor 51 Jahren, und dort verstarb er auch.

Auf Kefalonia war er zu Hause, und dort wollte er auch beerdigt werden. Im Familiengrab, in dem seit vielen Jahren „yiayia“ liegt, die Oma väterlicherseits, und auch sein Vater Angelo, der nur neun Tage vor ihm starb. Jorgo wusste nicht, dass sein Vater gestorben war. Die Ärzte rie-

ten davon ab, es ihm zu erzählen. Zu dieser Zeit lag Jorgo schon auf der Palliativstation im Robert-Bosch-Krankenhaus, und der Krebs in seinem Gallengang schritt unaufhörlich voran. Plötzlich ging alles ganz schnell dem Ende zu.

Ich hatte helle Momente, in denen ich mir vertrauen konnte. Und es gab Situationen, in denen ich ohne Hilfe nicht weitergekommen wäre damit, alles zu organisieren und gleichzeitig zu trauern.

**J**orgo war da, seit ich auf der Welt bin. Ich habe ihn mein ganzes Leben lang gekannt. Ich verzeihe meinem Gehirn und meinem Herzen, dass sie Zeit brauchen, um zu verstehen, dass er fort ist. Er hat mich immer zum Lachen gebracht. Aber auch Ernsthaftes konnte ich mit ihm austauschen wie mit kaum einem anderen. Jorgo kannte das Leben und die Menschen. Tiefgründigkeit und Stärke haben ihn

beeindruckt. Nicht Schein und Sein. Ich glaube, das haben wir beide gemeinsam. Vielleicht ist das sogar eine Eigenschaft, die ich von ihm übernommen habe.

Sein Wunsch war, das schönste Grab auf dem Friedhof in Havdata zu bekommen, und seine Frau Aleksandra hat ihm diesen Wunsch erfüllt. Sein Grab ist wunderschön geworden. Das werde ich nächstes Jahr sehen, wenn ich sein Grab besuche.

Zum ersten Mal, denn ich konnte bei der Beerdigung in Griechenland leider nicht dabei sein. Das war schlimm für mich. In Gedanken war ich dennoch jeden Augenblick dort. Die Fotos, die mir meine Familie später gezeigt hat, haben meine Vorstellung abgerundet. Trotzdem möchte ich jetzt bald hinfahren.

Ich denke sehr viel an Jorgo. Wahrscheinlich mehr als zu Zeiten, als er noch bei uns war. Er fehlt mir. Und ich kann mir einfach nicht vorstellen, wie er fort sein kann. Meine eigene Endlichkeit wird mir bewusst, und ich habe doch noch so viel vor.

Ich werde dankbar sein darüber, dass Jorgo mir gezeigt hat, dass man sich an den Tod niemals gewöhnen kann.



# Vom Mut zu begreifen

## Wichtiges Wissen um die kostbaren Momente des Abschieds



**W**ie oft hören wir diesen Satz als gut gemeinten Rat: Ach, behalte ihn doch lieber so in Erinnerung, wie er war. Wohlmeinende Freunde wollen Angehörige davor schützen, einen verstorbenen Menschen noch einmal zu sehen.

Dabei können Abschiednahmen am offenen Sarg so gute, wertvolle

Momente sein. Die Kollegen im Abschiedshaus in der Türkenstraße beobachten es immer wieder: Voller Anspannung gehen Angehörige auf den Aufbahrungsraum zu. Sie atmen an der Tür noch einmal tief durch, sammeln ihren ganzen Mut. Dann wagen sie den Schritt nach innen. Es ist kein leichter Weg. Aber es ist ein wichtiger und meist ein guter. Das kann man in den Gesichtern lesen, wenn die Angehörigen

nach einer Weile wieder aus dem Raum kommen: Erleichterung. Entspannung. Gewissheit. Und oftmals Dankbarkeit. Sehr viel Dankbarkeit. Und natürlich auch Tränen und Schmerz.

„Mei, is des scheel“, sagte die 96-Jährige, als sie ihren 74-jährigen Sohn im Sarg sah. „Is des scheel! Dass ich dich nochmal sehen darf.“ Dann ging sie ganz nah

zum ihm hin und flüsterte ihm ins Ohr: „Bald, bald komm ich zu dir.“ Mit 96, da darf man das sagen!

Ganz so gelöst gehen nicht viele Angehörige mit dem Anblick ihrer Verstorbenen um. Aber viele berichten, dass es ihnen gut getan hat. Dass sie jetzt wüssten, dass es dem Toten gut geht. Viele sagen, dass der Verstorbene schon lange nicht mehr so entspannt ausgesehen hat. Oftmals sagen Angehörige, dass sie sich jetzt ganz friedlich fühlen.

Das ist aber nicht immer so. Wenn der Verstorbene schön aussieht, ist das gut, aber es ist nur eine tröstliche Nebensache.

**V**iel wichtiger ist: Den Verstorbenen noch einmal zu sehen hilft dabei, es zu begreifen. Es macht den Tod wirklich und erklärt der eigenen Seele, warum jemand nicht mehr da ist.

Es kann vorkommen, dass es denjenigen, die den Toten gesehen haben, in den ersten Tagen schlechter geht als denjenigen, die es nicht getan haben. Denn dieser Anblick greift

in die Arbeit des Bewusstmachens ein. Das ist ein wichtiger Schritt auf dem Weg der Trauer. Ein Schritt, der sonst später genommen werden muss.

Und ja, es ist wahr, das letzte Bild haftet oft noch eine ganze Weile im Kopf. Aber mit der Zeit reißt es sich ein in all die anderen Er-

**50 Prozent derer, die einen Verstorbenen nicht mehr gesehen haben, bedauern dies später.**

innerungen und wird eine vielen. Eine, die aber wichtig ist und eben auch dazugehört.

Den Toten noch einmal zu sehen schafft eine Möglichkeit, seinen eigenen Abschied zu nehmen. Man kann ganz bewusst noch einmal die Verbindung zum anderen spüren und halten. Und man kann einen

Moment, einen letzten, kostbaren Moment der Übereinstimmung wahrnehmen und spüren.

Übereinstimmung zu finden ist – neben den ästhetischen Aspekten – tatsächlich auch ein Grund dafür, warum bei einem Verstorbenen Mund und Augen geschlossen, die Hände gefaltet werden. Damit sagen wir: Ja, du kannst nicht mehr sehen, darum schließen wir deine Augen. Ja, du kannst nicht mehr sprechen, darum schließen wir deinen Mund. Ja, du kannst nicht mehr handeln, darum falten wir deine Hände.

**E**s gibt es wenige wissenschaftliche Studien, die untersuchen, ob es gut tut den Verstorbenen noch einmal zu sehen. Es ist schwer, große Gruppen von Trauernden zu befragen. Aber gibt es eine Anzahl kleinerer internationaler Studien. Wenn man diese zu einem Bild zusammenfügt, zeigt sich: Ungefähr 50 Prozent derer, die einen Verstorbenen nicht mehr gesehen haben, bedauern dies später. Dem gegenüber stehen ungefähr 10 Prozent derer, die den Verstorbenen noch gesehen haben, dies aber im Nachhinein eher bereuen.



Um diese Zahlen zu verstehen, muss man aber wissen: Jene Studie hatte auch das unfreiwillige Sehen eines Verstorbenen mit einbezogen, wie etwa die Situation, dass der Befragte den Toten selbst aufgefunden hat. Ebenfalls enthalten sind diejenigen, die den Toten gern sehen wollten, aber nicht konnten. Schwierig wurde es laut der Studien vor allem dann, wenn man Angehörigen verwehrt, den Toten noch einmal zu sehen – aus ästhetischen, logistischen oder auch ermittlungstechnischen Gründen oder weil es im Familienkreis als nicht akzeptabel gilt.

**Wichtig ist, dass jede und jeder die Entscheidung selbst fällen kann.**

In den weiteren Nachfragen zeigt sich dann ein eindeutiges Bild: Wichtig ist, dass jede und jeder die Entscheidung selbst fällen kann, einen Verstorbenen nochmals zu sehen oder nicht. Dass einem niemand das Recht nimmt und auch niemand versucht, einen Trauernden zum einen oder anderen zu überreden. Hilfreich ist es außer-

dem, wenn der Anblick eines Toten nicht überraschend kommt.

Die Entscheidung, einen Toten noch einmal zu sehen, wird innerlich selten in einem neutralen Raum getroffen. Oft spielt die Vorstellung, was einem da jetzt begegnet, eine Rolle. Auch Angst ist manchmal ein Thema. Heute hat man wenig positive Bilder von Toten. Die meisten Bilder sind unangenehm: Man sieht sie am Abend im Fernsehen, es sind oft Opfer von Gewalt, entstellte Menschen. Selten sieht man friedliche Verstorbene. Selten erlebt man den Tod als etwas Natürliches.

Und natürlich wollen wir einen geliebten Menschen nicht mit diesen eher schwierigen Bildern in Verbindung bringen. Lieber ihn so in Erinnerung behalten, wie er war. Als ob dieses eine Bild alle anderen alten, schönen Bilder zerstören könnte. Aber dies ist es ein Trugschluss. Um einen Menschen gut begraben zu können, muss man begriffen haben, dass er tot ist.

## Der verpasste Abschied

Es gibt auch im Nachhinein Wege und Möglichkeiten, um sich den Tod bewusst zu machen. Und sogar, um diesen hilfreichen Moment der Nähe und Übereinstimmung im Abschied zu spüren. Vielleicht, indem Sie einen Abschiedsbrief schreiben, den Sie ans Grab legen, in ein fließendes Gewässer geben oder verbrennen können. In vielen Kulturen ist der Glaube verbreitet, dass Gegenstände und Nachrichten aus dem Diesseits durch Feuer ins Jenseits gelangen.

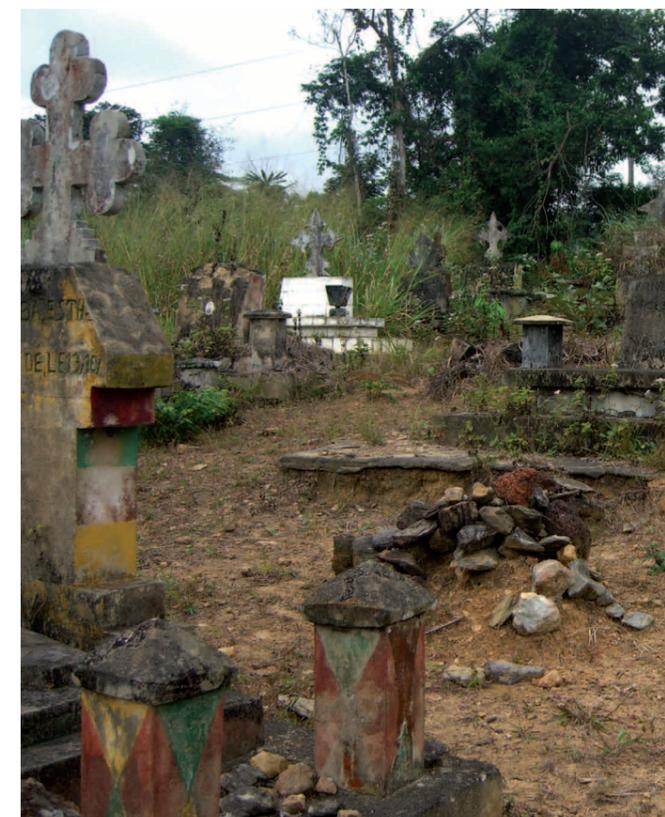
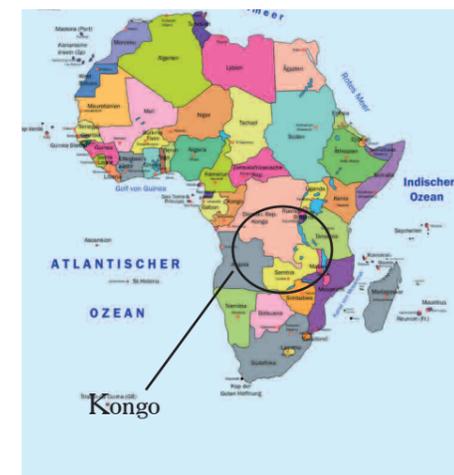
Sie können auch ganz bewusst einen Ort aufsuchen, den Sie mit dem Verstorbenen verbinden, wo Sie sich das letzte Mal gesehen oder ein besonderes Erlebnis hatten. Und dann können Sie sich dort vorabschieden.

Sie können auch Monate oder Jahre später noch eine eigene kleine Trauerfeier durchführen.

# Der Himmel ist unten!

## Leben im Dorf der Ahnen

### Bestattungskultur im Kongo



Damit es die Toten im Dorf der Ahnen gut haben, errichtet man über ihren Gräbern oft kleine Häuser.

Es gibt keinen Tod“, sagt Jean Lukombo und lacht. „Bei uns gibt es keinen Tod. Man zieht nur um in ein anderes Dorf. In das Dorf

der Ahnen.“ Jean Lukombo kommt aus dem Kongo. Seit zehn Jahren lebt er in Deutschland. Er ist ein katholischer Priester. Im Mai 2017 wurde zum Pfarrvikar der Gesamt-

kirchengemeinde Johannes XXIII. in Stuttgart. Hier erzählt er von Bestattungsriten und traditionellen Vorstellungen vom Leben nach dem Tod in seiner Heimat.



Persönliche Abschiedsrituale können auch noch lange Zeit nach dem Tod durchgeführt werden.



Jean Lukombo kam vor 53 Jahren im Wald bei Vunda im Kongo auf die Welt. Vor zehn Jahren kam er als Priester nach Deutschland und war Pfarrer in Oberkochen und Oberndorf.

In seiner Doktorarbeit an den Universitäten Tübingen und Innsbruck beschäftigte er sich mit der Eingliederung des traditionellen Denkens im Kongo in das katholische Verständnis der letzten Dinge.

Der Kongo war lange Jahre belgische Kolonie und hieß von 1971 bis 1997 Zaire. Etwa die Hälfte der Einwohner sind katholisch.

Ein Himmel, der oben ist, bei dem alle Gläubigen um Gott versammelt sind, gibt es im kongolesischen Weltbild nicht. Das Dorf der Ahnen liegt unter dieser Welt. Wenn einer in diesem Leben ein Bauer war, ist er immer noch Bauer im nächsten Leben. Aber er ist ein besserer Bauer, und seine Ernte wird niemals versagen. Wenn einer Fahrer war, ist er immer noch Fahrer, aber er wird nie einen Unfall haben. Es gibt einen Markt, man geht einkaufen. Im Dorf der Ahnen ist alles so wie hier, nur viel besser. Alle sind gesund. Keiner ist je krank. Es gibt keine Schmerzen, keine Tränen.

Das Tor zum Dorf der Ahnen ist der örtliche Friedhof. Deswegen müssen die Toten auch immer dort-

### Das Tor zum Dorf der Ahnen ist der örtliche Friedhof.

hin, wo sie geboren und aufgewachsen sind, dorthin, wo ihre Vorfahren begraben liegen. Denn wenn sie woanders bestattet würden, kämen sie nicht zu ihren eigenen Ahnen, sondern zu Fremden.

Wenn ein Mensch im Dorf stirbt, wird er aufgebahrt in einem Bett vor dem Haus, in dem er gelebt hat, und alle bewegen sich in einer tanzenden Prozession um dieses Bett. Sie singen, beten, tanzen, weinen und lachen – Tag und Nacht. Die Dorfbewohner, Verwandte und Freunde singen traditionelle und kirchliche Lieder. Es wird getrommelt und gefeiert.

Der Körper des Verstorbenen wird mit Kräutern eingerieben, damit er sich nicht so schnell verändert, erklärt Jean Lukombo, denn es ist warm und eine Feier im Dorf kann drei Tage dauern.

Ganz schön bunt: kirchliche Trauerfeier im Kongo.



Mit Blaulicht ans Grab: geschmückter Leichenwagen mit Blaulicht und Sirene.

Alles dies geschieht draußen im Freien. Grüne Zweige werden um das Bett gelegt, als Symbol des Lebens, der Fruchtbarkeit und Feierlichkeiten. Manchmal wird ein kleiner Baldachin aus Zweigen gebaut. Die Farbe Schwarz für Trauerkleidung gibt es nicht. Jeder kommt, wie es ihm angemessen erscheint, oft ganz bunt. Es wird gelacht, auch über den Tod. Durch das Gelächter wird der Tod verhöhnt und verspottet. Der biologische Tod ist nur ein Übergang zu einem neuen Leben. Ein Priester kommt und betet mit den Gläubigen. Solche Feste können Tage dauern.

Erst wenn der Tote zum Grab gebracht wird, wird er in den Sarg gelegt. Darin wird er noch einmal

von Haus zu Haus getragen. Der Sarg wird vor jedem Haus abgesetzt, damit sich der Tote von jedem Dorfbewohner verabschieden kann.

Wenn ein Mann stirbt, sitzt seine Frau die ganze Zeit über draußen an seinem Bett. Essen und Trinken wird ihr gebracht. Sie verlässt ihren toten Mann nie. Wenn sie zur Toilette muss, begleitet sie immer jemand. Wenn die Männer ihn in den Sarg legen und zum Friedhof bringen, geht sie mit einigen der Frauen aus dem Dorf zum Fluss und wird gewaschen.

Im Wasser, in einem Ritual mit den anderen Frauen, wird die Ehe aufgelöst, damit die Frau

wieder frei ist, neu zu heiraten, ohne dass ihr alter Mann eifersüchtig wird. Dann bekommt sie neue Kleider. Das ist wichtig, denn ohne Ehemann ist eine Frau ohne Schutz. Männer haben dieses Ritual nicht. Denn in der traditionellen Kultur des Kongo können Männer mehrere Frauen haben. Manchmal müssen sie es sogar, denn niemand soll und darf allein sein. Männer müssen Verantwortung für die Frauen in ihrer Familie übernehmen.

Am Grab werden Reden gehalten. Vom Priester, von den Dorfbewohnern, von Familienmitgliedern. Die Reden sind Segenswünsche für den Toten und Gebete. Es gibt keine Nachrufe, in denen die Lebensgeschichte des Verstorbenen

erzählt wird, denn jeder kennt ja den Toten und weiß, wer er war und was er alles gemacht hat.

Es gibt Dörfer mit Friedhöfen, und es gibt auch Dörfer, da werden die Toten direkt neben dem Haus bestattet. Weil man die Toten nah bei sich haben will. Deswegen liegen auch Friedhöfe immer ganz nah am Dorf. Sobald ein Mensch gestorben ist, geht er in das Dorf der Ahnen und ist ein Ahne. Aber auch die Ahnen sind immer noch Teil der menschlichen Gemeinschaft. Sie sind nur woanders. Wenn Feste gefeiert werden, werden die Ahnen bedacht. Sie bekommen Palmwein, den man aufs Grab oder einfach auf den Boden gießt. Denn die Ahnen sollen wissen, dass man sie nicht vergessen hat. Und es soll ihnen gut gehen.

Auf dem Friedhof sieht man oft Gegenstände, die der Tote im Jenseits noch brauchen könnte. Einen Hammer für einen Zimmermann, eine Hacke für einen Bauern, ein Spielzeug für ein Kind. Öfter mal bringt man Geschenke für die Toten mit, wenn man sie besucht oder etwas von ihnen braucht.

### Keiner darf das Grab seiner eigenen Eltern pflegen.

Grabpflege läuft ganz anders als in Deutschland. Keiner darf das Grab seiner eigenen Eltern pflegen. Wenn es einer täte, müsste er zuerst anfangen, die zuvor Verstorbenen zu versorgen. Wenn der

Älteste entscheidet, dass nun alle den Friedhof säubern, dann putzt die ganze Gemeinschaft den Friedhof zusammen, an einem bestimmten Tag. Man achtet nicht darauf, welches Grab man reinigt, ob es zur Familie gehört. Alle gehören zusammen. Die Gemeinschaft der Ahnen ist wichtig. Ohne die Gemeinschaft im Diesseits und im Jenseits kann ein Mensch nicht überleben. Die Lebenden brauchen die Toten, und die Toten brauchen die Lebenden.

Die Ahnen sind die Mittler zwischen Gott und den Menschen. Man hat sehr großen Respekt vor Gott, so dass man sich fürchtet, mit ihm in Berührung zu kommen. In diesem Sinne wird in der christlichen afrikanischen Theologie Jesus Christus als der Urahn angesehen. Er ist der ehrwürdigste und Älteste der Ahnen.

Wenn ein Mann katholischer Priester wird, ist das im Kongo ein sehr großer Schritt. Er verlässt seine Ursprungsfamilie und wird ein Teil der Familie der Kirche. Bei der Priesterweihe werden die Eltern oder, falls diese schon gestorben sind, deren Stellvertreter in einem Ritual gefragt, ob sie ihren Sohn der Kirche geben. Von da an gehört er nicht mehr seiner Ursprungsfamilie.

Deswegen bringt man ihn zu seiner Beisetzung auch nicht in das Dorf seiner Vorfahren zurück, sondern begräbt ihn auf dem Friedhof bei den anderen Priestern. Von dort aus gelangt er in jenes Dorf der Ahnen, das aus vorausgegangenen Kirchenbrüdern und allen Gläubigen besteht. Denn diese sind jetzt seine Familie.

Vor ein paar Monaten war Jean Lukombo im Kongo auf der Bestattung eines Priesters, der ihm sehr geholfen hatte. Ein Priester, der Jean gefördert hat und der dafür zahlte, dass Jean ein Internat besuchen konnte. Später sorgte er auch dafür, dass Jean studieren und Priester werden konnte, warb um Sponsoren für ihn, brachte ihn in Kontakt mit Menschen aus Deutschland.

Priester Philippe Dinsolele Nzambi starb im Krankenhaus in Kinshasa. Er wurde im Leichenwagen mit Blaulicht an den Ort gefahren, an dem er lange Jahre Priester war. Die Menschen strömten auf die Straßen, sobald sie das Tönen des Horns hören. Sie riefen Segenswünsche, weinten. Das ist normal, wenn ein Mensch überführt werden

muss, und nicht nur ein Ritual für einen besonders wichtigen Menschen.

Viele hundert Menschen kamen zur Feier in die Kirche. Stirbt ein Priester, wird der Sarg direkt in die Kirche gebracht und nicht zuvor bei seinem Haus aufgebaut. Denn sein wahres Haus ist die Kirche. Jean Lukombo hat mit den anderen im Kreis um den Sarg getanzt und gesungen. Selbst nachts um zwei Uhr wurde noch gesungen, getanzt und gebetet. Man lässt den Toten nie alleine, denn er gehört immer noch zur Gemeinschaft der Lebenden, und man sorgt sich um ihn. Denn im Kongo gibt keinen Tod. Wer stirbt, zieht nur um in ein anderes Dorf.

Trauerfeier für Priester Philippe Dinsolele Nzambi.



Auf manchen Friedhöfen im Kongo werden die Gräber gemauert und dann mit Beton gefüllt.



# Wissbegieriger Student des Diesseits

## Wolfgang Reischle

Der Neurologe und Psychiater Wolfgang Reischle liebte ausgiebige philosophische und theologische Diskussionen.



Hochzeit mit Gretchen 1964.



Mit diesem Bild bewarb Wolfgang Reischle sich beim Max-Planck-Institut.



Wolfgang und Gretchen vor etwas zehn Jahren.

**G**retchen und Wolfgang haben sich an der Uni in Tübingen kennengelernt. Beide waren neu, es war ihr erster Tag. Gretchen wurde gefragt, in welchem Regiment ihr Großvater gedient habe. Sie antwortete schnell: „bei den Krefelder Domkosaken“. Das imponierte Wolfgang, und von diesem Tag an wich er nicht von ihrer Seite. Gretchen gefielen seine Zuverlässigkeit, seine Weltoffenheit, sein Humor.

Seine romantische Ader verbarg Wolfgang sehr tief. Bei einem Sternenspaziergang im bezaubernden Mondlicht in Tübingen seufzte er: Ach, ich wollte, dass meine Tante Gretel jetzt da wäre. Gretchen hat ihn trotzdem geheiratet!

Zwei Kinder haben die beiden in die Welt gebracht: Ekki und Sebastian.

Wolfgang hatte eine klassische Bildung. Er liebte Kunst – bis zum

Umfallen. Als Gretchen und er das erste Mal in Florenz waren, schleppte er sie von morgens um acht bis abends um acht durch die Uffizien, ohne auch nur eine Kaffeepause.

**W**olfgang Reischle hatte seinen ganz eigenen Sinn für Humor. Er hatte bei einem Bewerbungsschreiben bei Dr. Creutzfeld (dem Namensgeber der Creutzfeld-Jakob-Erkrankung) am Max-Planck-Institut in München ein hübsches Bild von beiden als Paar beigelegt mit dem Satz: Wir bewerben uns beide, aber vor allem ich. Gretchen kam mit zum Bewerbungsgespräch, und Dr. Creutzfeld stellte tatsächlich gleich beide ein.

Irgendwann wollten Wolfgang und Gretchen selbstständig arbeiten. Als Neurologen in einer eigenen Praxis. Irgendwo in einer Stadt in Deutschland. So sind die beiden wochenlang durch Deutschland gefahren, um einen geeigneten Ort für ihre neue

Selbstständigkeit zu finden: einen Ort, wo sie gemeinsam eine Praxis übernehmen konnten und an dem es noch nicht so viele Neurologen geben sollte. Nach der langen Reise durch das ganze Land wurden die beiden in Ludwigsburg fündig. Zunächst übernahmen sie eine Praxis für Neurologie, später entwickelten sie daraus eine Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie.

Wolfgang liebte seine Arbeit. Er lebte, um zu arbeiten! Er lebte für seine Praxis und seine Patienten. Er arbeitete oft bis in die Nacht hinein und in den letzten Jahren des Öfteren buchstäblich bis zum Einschlafen. Er hatte Freude am Aufbau der Praxis, an der Entwicklung seiner Patienten, am Dazulernen. Jahrelang machte er zusammen mit Gretchen Weiterbildungen, eine nach der anderen.

Zehn Jahre lang war Wolfgang Reischle ein streitbarer Vorstand des BVDN (Bundesverband deutscher

Nervenärzte) Baden-Württemberg. Er hatte einen guten Blick für das Wesentliche. Er konnte die Dinge klar erkennen und benennen.

Früher gab es Zeiten, da war Wolfgang Reischle durchaus sportlich unterwegs. Er fuhr mit dem Rad von Plieningen nach Tübingen, spielte Tennis. Aber in den meisten Zeiten seines Lebens konnte er Leibesübungen nicht viel abgewinnen. Musik und Tanz jedoch waren ihm wichtig. Walzer und Tango. Er war ein hingebungsvoller, leidenschaftlicher Tänzer. Ansonsten war er eher anderen sinnlichen Genüssen zugewandt. Hatte mehr Freude am Lesen, Essen und langen Gesprächen, am Musizieren mit Freunden und natürlich an seiner Arbeit.

**A**ußer fürs Skifahren war er für Reisen nicht zu begeistern. Nur einmal ist die ganze Familie mit Freunden im Wohnwagen durch Schweden gereist, und Wolfgang

und die anderen haben immer wieder als reisendes Quartett in den alten Stabkirchen gespielt. Ansonsten war Reisen eigentlich nicht so seine Sache. Lieber zuhause in aller Seelenruhe Zeitung lesen, im Garten sitzen, den Vögeln lauschen. Wolfgang liebte Singvögel, und er kannte jeden Vogel und dessen Stimme.

**W**olfgang zelebrierte gern Gemütlichkeit. Nur wenn es in die Oper ging, hat er sich immer schick angezogen. Das war er den Künstlern schuldig. Musik war wichtig. Er hatte einen hintergründigen Sinn für Humor, war immer guten Mutes, hatte ein verschmitztes, feines Lachen

Stuttgart-Plieningen war der Ort, in dem er aufgewachsen war, und noch heute gibt es Freundschaften aus Kindertagen, die ihm wichtig waren. Seine Kindheit hat er immer als geborgen und schön beschrieben. Sein Vater war Landarzt, die Familie

bekannt und gut angesehen. Als er selbst Opa wurde, war er unglaublich stolz. Nur dass er gegen seinen fünfjährigen Enkel an Weihnachten beim Schachspielen verlor, machte ihm schwer zu schaffen. Er hatte hart gekämpft.

Wolfgang war rational und leidenschaftlich, analytisch und warmherzig. Naturwissenschaftlich orientiert und theologisch interessiert.

**E**r liebte ausgiebige philosophische und theologische Diskussionen, vor allem die Gedankenwelt von Ludwig Feuerbach. Und so war er auch im Feuerbachschen Sinne kein Kandidat fürs Jenseits, sondern stets ein wissbegieriger Student des Diesseits.

Wolfgang Reischle starb am 6. Januar 2017 im Alter von 79 Jahren und wurde auf dem neuen Friedhof in Neckarrems – natürlich mit viel Musik – beigelegt.

# Fleißiger Tüftler & Motorradfahrer

Helmut war glücklich, wenn er Dinge reparieren konnte und wenn er mit seiner Frau Antonia auf dem Motorrad unterwegs war.



Helmut mit knapp 60 Jahren.



Motorradrennen waren seine große Leidenschaft.



**H**elmut war leidenschaftlicher Motorradfahrer. In jungen Jahren fuhr er Motorradrennen. Es waren auch die Motorradrennen, die Antonia und Helmut zusammenbrachten. Sie konnte sich die Eintrittskarten nicht leisten, da schmugelte er sie einfach als Helferin mit rein.

Nach jedem Motorradrennen hat Helmut mit seinen Freunden die in Teile zerlegte Maschine in den fünften Stock hochgetragen, um sie dort wieder ordentlich zusammenzusetzen – das ging natürlich nicht, ohne das Motorrad in der Wohnung auszuprobieren. Lange Jahre noch sollte das Motorrad ein wichtiger Teil ihres Lebens bleiben. Sie fuhren damit in Urlaube, in die Alpen. Für Wochenenden ins Zillertal, nach Lech.

Die Kriegsjahre hatte Helmut bei Verwandten bei Aalen verbracht. Seine Frau Antonia hat er in den 1950er-Jahren kennengelernt, als sie 16 Jahre alt war und er 21. Sie hatten eine gute gemeinsame Jugend. Viele Unternehmungen mit Freunden, der Versuch, Spiegeleier auf

einer Kühlerhaube anzubraten (man konnte sie essen). Als in den 1960er-Jahren die Kinder kamen, verkauften Helmut und Antonia das Motorrad und kauften dafür eine Isetta.

1979 kam ein neues Motorrad ins Haus. Antonia handelte dafür ein neues Schlafzimmer heraus: „Du kriegst ein neues Motorrad, dann krieg ich ein neues Schlafzimmer.“ Mit genau diesem Motorrad waren Antonia und Helmut noch bis 2011 flott unterwegs.

Bis zuletzt hat er die Batterie des Motorrads alle vier Wochen überprüft. Jeden Herbst wurde der Auspuff abgeschraubt, gereinigt und trocken gelagert. Es war ihm immer wichtig, seine Sachen zu pflegen.

**A**ls Antonia ihn damals kennenlernte, arbeitete er gerade in einem Fahrradgeschäft – aus Liebe zu Zweirädern. Später wechselte er zum Daimler in die Instandhaltung und blieb dort. 40 Jahre lang war Daimler seine berufliche Heimat. Arbeit war ihm wichtig: mit den Händen schaffen, an Problemen stundenlang herumtüfteln.

Aber auch das Miteinander mit den Kollegen mochte er sehr. Die Familie zog in die neuen Daimler-Häuser in Cannstatt. Das war eine gute Entscheidung. Immer war etwas los, überall Freunde und Bekannte.

Helmut reparierte für sein Leben gern irgendwelche Dinge. Dafür nahm er das Esszimmer tagelang in Beschlag, so dass es zum Essen nicht mehr zu gebrauchen war. Bis zum Ende hat er Kaffeemaschinen auseinandergenommen und funktionsfähig wieder zusammengesetzt. „Das kannst du wieder gebrauchen“, sagte er dann. Er machte kein großes Aufheben um die Dinge. Etwas wegwerfen, was man noch reparieren konnte, kam einfach gar nicht in Frage. Da war er nachhaltig uneinsichtig.

56 Jahre lang war er Mitglied im Bowling- und Keglersportverein Stuttgart-Nord 1929 e. V. Der Feuerbacher Verein war ihm wichtig, die Ausflüge und Reisen, die vielen Veranstaltungen und Wanderungen. Mit Kind und Kegel ging man Spanferkel grillen, im Garten schlafen oder Fasnacht feiern. Selbst als er mit seiner

Frau für eine Weile nach Bremen zog, kamen die beiden immer wieder zurück, um mit den Freunden vom Verein zu feiern und wandern zu gehen. Am Vatertag 2017, Ende Mai, war die letzte Veranstaltung, der er beiwohnte.

Noch im Alter von 60 Jahren hat Helmut das Skifahren gelernt. Von Kollegen im Bowling-Club praktisch genötigt, ließen Helmut und Antonia sich auf einen Skikurs ein. Alles, was sie brauchten, wurde ihnen von Vereinsmitgliedern zusammengeborgt. Besonders Helmut fiel es leicht, und bald schon konnte er mit den anderen mithalten. Gegen den Wind mit viel Geschwindigkeit – wie beim Motorradfahren.

Helmut war gerne unter Menschen, er machte immer alles mit. Auch wenn er eher in gesselliger Runde eher der Ruhigere war: Er hatte einen stillen, schelmischen Sinn für Humor. Die, denen er nahe stand, konnte er schon mal veräppeln – auch seine eigenen Kinder. Zu ihrem 18. Geburtstag versteckte er das Geschenk seiner Tochter in der Suppe.

Freundschaften waren ihm wichtig. Über Flohmärkte bummeln, mit Freunden verreisen, einen Tanzkurs machen – all das waren Dinge, an denen Helmut seine Freude hatte. Beim Tanzen musste er immer seine Schritte zählen, aber es ließ sich drauf ein und hatte Spaß daran.

**E**r war fürsorglich, gewissenhaft und beständig. Und er war großzügig. Wenn seine Frau oder seine Kinder etwas wollten, sorgte er dafür, dass sie es bekamen, dass sie sich etwas gönnten – außer, natürlich, man konnte das alte noch reparieren. Als Antonia einmal um die Weihnachtszeit herum auf einem Flohmarkt einen Ring gesehen hatte, der ihr gefiel, ihn aber nicht kaufte, hat er sie geschimpft. Obwohl er schon sehr krank war, ist er schnurstracks mit ihr dorthin gefahren und hat den Ring gekauft.

Im Haushalt war Helmut durchaus zu gebrauchen. Er scheute sich nicht vor dem Staubsauger und auch nicht davor, Fenster samt Rahmen zu putzen. Nur Kochen war nicht seine Sache. Da verließ er sich ganz auf seine Familie. Aber beim Grillen mit

Familie und Freunden im Wald bei Friedingen hatte er seine Freude. Er bastelte für alle lange Stecken aus Stahl für die Würstchen und die Kartoffeln. Einkaufen wiederum machte ihm auch überhaupt keinen Spaß.

Der Herzinfarkt vor fünf Jahren war ein tiefer Einschnitt in das Leben von Helmut. Er rang damit, nicht mehr so mobil sein zu können. Nicht mehr Bowling zu spielen. Es rang damit, das Schwächerwerden seines Körpers zu akzeptieren. Er konnte sein Motorrad nicht mehr bewegen, nicht mehr halten. Er konnte nicht mehr wandern, nicht mehr Fahrrad fahren. So vieles von dem, was er immer gerne gemacht hatte, ging einfach nicht mehr. Der Tod seines Sohnes Stefan und der Tod seines Bruders setzten ihm im letzten Jahr sehr zu. Er war müde geworden.

Am 24. Juni 2017 ist Helmut im Robert-Bosch-Krankenhaus gestorben. Auf dem Hauptfriedhof in Bad Cannstatt haben sich seine Freunde und Verwandten von ihm verabschiedet.

# Das Kaleidoskop des Trauerns

Zwei neue Praxisbücher von Chris Paul:

Ich lebe mit meiner Trauer & Wir leben mit deiner Trauer



**W**er kennt sie nicht, jene berühmten Stolpersteine im alltäglichen Leben, die einen aus dem Tritt bringen oder



straucheln lassen. Gerade auf dem Trauerweg können solche (un-)bekannten Steine den Gang erschweren. Aber es gibt auch Trittsteine, die Halt und Sicherheit geben und dabei helfen, den Weg zu meistern. Dank ihnen überwindet man Hindernisse und gelangt zu neuen Ufern. Beides im Blick zu halten und zu entdecken, das ist eine große Stärke von Chris Paul.

Die bekannte Autorin, Trainerin und Trauerbegleiterin hat mit ihren neuen Büchern „Ich lebe mit meiner Trauer“ und „Wir leben mit deiner Trauer“ zwei Werke vorgelegt, bei

denen nicht nur die beiden Titelseiten verblüffende Ähnlichkeiten haben. Sie sind auch inhaltlich parallel zueinander aufgebaut. Die Bücher richten sich an trauernde Menschen, aber an Menschen in verschiedenen Situationen: Es geht um die zwei Seiten derselben Medaille, die Trauer heißt.

Jeder, der regelmäßig trauernden Menschen begegnet und sie begleitet, weiß, wie unterschiedlich sich die Themen anfühlen können: je nachdem, ob ich einen Trauernden begleite oder ob ich selbst vom Verlust eines geliebten Menschen betroffen bin. Hat man die beiden Bücher zur Hand und liest darin, ist es, als bekäme man Berichte von demselben Ereignis, aber aus verschiedenen Perspektiven. Der Adressat des jeweiligen Buches bestimmt die Blickrichtung auf das Geschehen.

Bin ich selbst auf einem Trauerweg, so ist „Ich lebe mit meiner Trauer“ die erste Wahl. Bin ich in der Rolle eines Begleiters als Familienangehöriger, Freund oder auch als professioneller Helfer (Pflegepersonal, Seelsorger, Bestatter oder andere), kann das Buch „Wir leben mit deiner

Trauer“ zum Standardwerk werden und helfen, das eigene Tun zu reflektieren. Nicht selten finden sich Familienangehörige auf beiden Seiten wieder: Wenn ein betagtes Elternteil stirbt, ist der erwachsene Sohn oder die erwachsene Tochter oft zugleich Begleiter des verwitweten Partners und auch selbst Trauernder. Eine Doppelrolle, die oftmals nicht leicht zu bewältigen ist, da der eigene Trauerprozess zugunsten der Begleitung zurückgedrängt wird. Gerade in diesem Fall könnte es sinnvoll sein, beide Bücher zu lesen, um den Perspektivwechsel erlebbar zu machen.



Chris Paul legt mit ihren neuen Werken eine Quintessenz ihrer langjährigen therapeutischen und beratenden Tätigkeit vor. Die Bücher sind aus der Praxis für die Praxis, mit sehr vielen konkreten und praktischen Tipps für den Umgang mit Trauer, der eigenen oder der des anderen. Hinzu kommen eindringliche Erfahrungsberichte aus erster Hand, die es Lesern ermöglichen, ihr eigenes Erleben zu reflektieren und besser zu verstehen.

**H**inter all dem steht eine Grundüberzeugung von Chris Paul: Jeder geht seinen ureigenen Trauerweg. Aus ihrer Sicht gibt es keinen schnurgeraden Trauerweg, auf dem man unterwegs verschiedene Hindernisse zu meistern hat und an dessen Ende eine Ziellinie wartet. Dem setzt sie das Bild eines Labyrinthes oder einer Spirale entgegen: Menschen begegnen in ihrem Trauerprozess verschiedenen Facetten von Trauer, in unterschiedlichen Gewichtungen und Abständen, in ihrer persönlichen Gangart. Laut Chris Paul enden Trauerprozesse nicht im Vergessen, sondern münden in „leichtem Gepäck“. Dann, wenn die Bilder und Ereignisse (aus-)sortiert und gewichtet sind, wenn die stimmigsten von ihnen im eigenen Herzen bewahrt bleiben.

**D**iese Offenheit des Trauerprozesses spiegelt sich auch in der chronologischen Einteilung der zwei Bücher. Beide beginnen mit den ersten Stunden beim und nach dem Tod. Es geht weiter über die ersten Wochen und Monate hin zum ersten Todestag und darüber hinaus, in weitere Trauerjahre. Das Buch ist durch seine zeitliche Abfolge ebenso wie durch die wiederkehrenden Facetten des Trauerprozesses klar strukturiert. Als Leser kann man auch auf einzelne Kapitel und Inhalte mühelos zugreifen und das Buch immer wieder zur Hand nehmen.

Eine zentrale Idee von Chris Paul nennt sie das Kaleidoskop des Trauerns. Demnach sind es gleichsam bunte Themen-Steine, die, im Licht betrachtet und sacht bewegt, sich immer wieder ändern und dabei endlos viele Formen, Farben und Muster bilden können. Sie heißen:

**Überleben:** das Weiteratmen und das Überstehen des Tages

**Wirklichkeit:** begreifen, dass der geliebte Mensch wirklich tot ist

**Gefühle:** in all ihrer Bandbreite, die viel mehr sind als nur traurig sein

**Sich anpassen:** an die veränderte Situation und den neuen Alltag

**Verbunden bleiben:** auf neue und andere Weise dem Verstorbenen nahe sein

**Einordnen:** dem Tod Raum geben in den bisherigen Grundüberzeugungen des eigenen Lebens

**W**as dies bedeutet, lässt sich am ersten Todestag gut zeigen. Für viele Trauernde stellt dieser Tag ein großes Hindernis dar. Es jährt sich jener Tag, an dem die eigene Welt „aus den Fugen geraten ist“. In der Trauerfacette Überleben geht es nun darum, diesen Tag zu überstehen, ohne ihn zu verdrängen. Der Versuch, ihn zu verdrängen, erweist sich aus Chris Pauls Erfahrung als Stolperstein. Sie plädiert dafür, diesen Tag oder die Tage zu gestalten. Dieses bewusste Daraufzugehen ist für sie ein wichtiger Trittstein. Bei der Trauerfacette Gefühle wird es nicht selten so sein, dass einiges wiederkehrt, was man überwunden glaubte. So können sich Gefühle von Unruhe, Gereiztheit, Einsamkeit oder Angst wieder verstärken. Chris Paul rät, alles zu nutzen, was man im ersten Trauerjahr gelernt hat, um seine Gefühle auszudrücken, sich Zeit für sich selbst zu nehmen oder sich von einer „stabilen Person“ durch die Tage begleiten zu lassen. Bei der Trauerfacette Wirklichkeit geht es darum, auch das eigene Weiterleben in den Blick zu nehmen. Auch an diesem Tag gilt es, beides wahrzunehmen und sich zu erinnern: das Belastende, aber auch das Hilfreiche in der ersten Zeit der Trauer.

Was man geschafft hat. Für Freunde und Angehörige als Begleiter kann es bedeuten, dass sie den eigenen Anteil am Mittragen wahrnehmen und auch Zufriedenheit und Dankbarkeit für das eigene Tun spüren.



**B**eide Bücher sind wirkliche Mutmacher geworden. „Wir leben mit deiner Trauer“ macht Mut zum Beistand – denn „mindestens achtzig Prozent aller Trauernden kommen ohne fachliche Unterstützung aus. Aber nicht ohne andere Menschen!“ Und „Ich lebe mit meiner Trauer“ macht Mut zum Trauern. „Auch wenn Sie keine Ahnung haben, wie Sie den Schmerz und die Unsicherheiten nach einem Tod überstehen sollen – in Ihnen liegt die Fähigkeit, es zu tun.“ Mut macht auch eine weitere Idee von Chris Paul, die sich wie ein roter Faden durch ihre Texte zieht: „Trauern ist die Lösung – und nicht das Problem.“



Heiko Hauger hat Theologie studiert, betreut Angehörige und kümmert sich um Verwaltung im Hause Haller.

In guter Gesellschaft · Stuttgarts Friedhöfe:

# Der Hauptfriedhof



Gemeinschaftsgrabanlage für Erd und Feuerbestattungen.

Das muslimische Gräberfeld ist nach Mekka ausgerichtet

Im Jahre 1905 wurde über die Eingemeindung von Cannstatt (noch ohne „Bad“!) in die Residenzstadt Stuttgart verhandelt. Und schon während dieser Verhandlungen war allen klar, dass auch Cannstatt einen großen neuen Friedhof brauchen würde. Als Standort wurde das damals unbebaute Steinhaldenfeld auf einer Anhöhe östlich Cannstatts bestimmt. Die weiteren Planungen verliefen parallel mit denen des Stuttgarter Waldfriedhofs, der allerdings früher vollendet wurde.

Für die Gestaltung des neuen Friedhofs haben die Verantwortlichen einen Wettbewerb ausgeschrieben, zu dem 57 Entwürfe eingereicht wurden. Den ersten Preis erhielt das Architekturbüro Eisenlohr, Pfennig und Adel. In der Begründung zur Preisverleihung wurde vor allem auf die klare, übersichtliche und großzügige Aufteilung des Geländes verwiesen und auf die geschickte Ausnutzung einer Talmulde auf dem Gelände.

Anhand dieser Pläne wurde ein Parkfriedhof angelegt. Eine bereits 1879 in Ost-West-Richtung angelegte Buchenallee konnte mit einbezogen werden. Wie auf dem Waldfriedhof wurden auch hier die wichtigsten Gebäude direkt im Eingangsbereich errichtet. Heute ist der Hauptfriedhof der zweitgrößte Friedhof Stuttgarts.

Zwei besondere Arten von Gräbern sind auf dem Hauptfriedhof zu finden, die es sonst in Stuttgart nicht gibt: Rasengräber und Gemeinschaftsgräber. Für die Rasengräber wurde ein großes Rasenfeld angelegt. Die Gestalter wollten, dass dort auch optisch Rasen dominiert. Es gibt deshalb keine Grabanpflanzungen, weder Grabeinfassungen noch sonstiges Grabzubehör sind erlaubt. Möglich ist ein Liegestein mit den Lebensdaten.

Gemeinschaftsgräber sind einheitlich gestaltete Grabfelder für Urnen- oder Erdbestattungen. Die

gärtnerische Pflege dort wird von Friedhofsgärtnern übernommen.

Während des Zweiten Weltkriegs wurden auf dem Hauptfriedhof die zivilen Opfer von Fliegerangriffen bestattet, zunächst nur Menschen aus Bad Cannstatt, seit 1944 aus ganz Stuttgart. Insgesamt etwa 1000 Stuttgarter Bürger sind hier bestattet. 1958 hat die Landschaftsarchitektin Käthe Haag ein Ehrenfeld gestaltet.

1962 wurden zwei separate Urnengräberfelder eingerichtet: je eines für 271 Euthanasieopfer und für in Stuttgart gestorbene Zwangsarbeiter, die vorwiegend aus Russland oder aus Polen stammten. Zu jedem dieser Gräberfelder gehört ein Mahnmal.

1985 wurde das bislang einzige muslimische Gräberfeld in Stuttgart dort eingerichtet.

*Claudia Weinschenk,  
Kunsthistorikerin*

## Wie man viel Geld sparen kann: die richtige Form der Generalvollmacht

Eine Generalvollmacht ist eine tolle Sache: Nicht nur, dass kein Betreuer, keine unter Umständen völlig fremde Person bestellt werden muss für den Fall, dass man selbst geschäftsunfähig geworden ist. Eine Generalvollmacht ersetzt unter Umständen sogar einen Erbschein, wie wir in der letzten Ausgabe der *LebensZeiten* bereits berichtet haben.

Aber was, wenn auch Immobilien zum Vermögen eines Vollmachtgebers gehören? Immer wieder hört man: Sobald es darum geht, Immobilien zu veräußern, zu Lebzeiten oder auch nach dem Tod, reiche eine rein privatschriftliche Vollmacht nicht aus. Dann brauche man eine notarielle Vollmacht. Aber ist das tatsächlich so? Braucht man für Grundbuchgeschäfte (wie beispielsweise Grundstücksveräußerungen) stets eine notarielle Vollmacht? Auch wenn diese mit nicht unerheblichen Kosten verbunden ist? Nein!

Es ist ein Irrglaube, dass das Grundbuchamt stets die Vorlage einer notariellen Vollmacht fordert. Vielmehr genügt es heute, wenn dem Amt eine handschriftliche, öffentlich beglaubigte Vollmacht vorgelegt wird. Und

eine solche Beglaubigung kann auch von der Betreuungsbehörde vorgenommen werden. Dort beglaubigt man Urkunden bereits für eine Gebühr von zehn Euro.

Dies ist juristisch auch haltbar. Nach und nach haben immer mehr Gerichte so entschieden. Zuletzt war es das Oberlandesgericht Karlsruhe (Beschluss vom 14. September 2015, Az. 11 Wx 71/15): Eine von einer Urkundsperson der

**Man braucht keine notarielle Vollmacht für Grundbuchgeschäfte.**

Betreuungsbehörde beglaubigte Vollmacht stelle eine öffentlich beglaubigte Vollmacht dar, welche für das Grundbuchverfahren gültig sei.

Das bedeutet: Man kann, wenn man eine von der Betreuungsbehörde beglaubigte Vollmacht vorlegt, sowohl Grundschulden auf ein Haus aufnehmen als auch das Haus verkaufen. Und dies gilt sowohl zu

Lebzeiten des Vollmachtgebers als auch nach dessen Tod – allerdings muss die Vollmacht dann so formuliert sein, dass sie auch über den Tod hinaus gilt.

Dieser Gerichtsentscheid macht vieles einfacher und vor allem kostengünstiger. Natürlich wird es in der Praxis immer noch einzelne Grundbuchämter und Gerichte geben, die das anders sehen könnten. Doch weil es inzwischen eine Vielzahl ähnlicher Entscheidungen gibt, kann man Stand heute davon ausgehen, dass sich diese Rechtsprechung dauerhaft durchsetzen wird.



*Kerstin Herr,  
Fachanwältin für Erbrecht,  
Kanzlei Königstraße, Stuttgart*

# Trauergruppen und Begleitung

Hospiz St. Martin · Jahnstraße 44-46 · 70597 Stuttgart Tel.: 0711 · 652 90 70 · www.hospiz-st-martin.de  
Einzelgespräche und -begleitung, Gesprächsgruppen, Reisen, Wochenenden

Hospiz Stuttgart · Staffenbergstraße 22 · 70184 Stuttgart Tel.: 0711 · 237 41 50 · www.hospiz-stuttgart.de  
Einzelgespräche und -begleitung, Gesprächsgruppen

Hospizgruppe Leinfelden-Echterdingen  
Barbara Stumpf-Rühle Tel.: 754 17 33 · Gudrun Erchinger Tel.: 756 05 14 · Elfriede Wieland Tel.: 754 13 41

Arbeitskreis Leben · Römerstraße 32 · 70180 Stuttgart Tel.: 0711 · 60 06 20 · www.ak-leben.de  
Einzel-, Paar- und Familiengespräche für Menschen, die einen Angehörigen durch Suizid verloren haben

Verwaiste Eltern · Hubertus Busch · Seelsorger im Olgäle · Tel.: 0711 · 278 73 860  
Vermittlung, Trauergruppen für Eltern, die ein Kind verloren haben

Hospizdienst Leonberg · Seestraße 84 · 71229 Leonberg  
Tel.: 07152 · 335 52 04 · www.hospiz-leonberg.de

Hospizdienst Ostfildern · Café für Trauernde Treffpunkt Ruit · Scharnhäuser Straße 14 · 73760 Ostfildern-Ruit  
Tel.: 0711 · 341 53 36 oder Tel.: 0711 · 616 099 Gesprächskreis & Gesprächsgruppe für Trauernde

Hospiz Esslingen · Keplerstraße 40 · 73730 Esslingen · Tel.: 0711 · 13 63 20 12 · www.hospiz-esslingen.de  
Einzelbegleitung, Trauergruppen (donnerstags), Trauercafé (einmal im Monat, sonntags)

## Quellenangaben

Die Quellen der Bilder werden seitenweise angegeben, innerhalb der Seite jeweils von links nach rechts und von oben nach unten.

Umschlag: Fotolia	Seite 12: privat	Seite 24: Fotolia, Gütersloher Verlagshaus, GVH
Seite 3: Lange Photography	Seite 13: privat	Seite 25: GVH, Lange Photography
Seite 4 & 5: V. v. Harrach-Wahle	Seite 14: privat	Seite 26: wikimedia commons: Gerd Leibrock
Seite 7: Fotolia	Seite 15: Fotolia, privat, privat, privat	Seite 27: privat
Seite 8: Lange Photography	Seite 16 & 17: alle privat	Seite 29: privat, privat
Seite 9: Fotolia	Seite 18 & 19: alle privat	Seite 30: privat
Seite 10: Lange Photography	Seite 20 & 21: alle privat	Seite 31: Alex Wunsch
Seite 11: Fotolia	Seite 22 & 23: alle privat	

Texte, falls nicht anders angegeben: Andrea Maria Haller

## In eigener Sache

### Aus dem Kulturkalender



Ulrika Bohnet liest im Tropenhaus das Gedicht „Wer Schmetterlinge lachen hört“.

In heiterer, gelassener Stimmung sind wir am 28. Juni durch die Wilhelma getigert und haben Geschichten und Gedichten gelauscht. Ulrika Bohnet, Axel Schwaigert und Andrea Haller haben allerlei aus der Tierwelt vorgelesen.

Im Jahr 2018 machen wir wieder eine Kulturprogramm-Pause und beschränken uns auf eine Veranstaltung im Spätsommer. 2019 werden wir wieder voller Elan weitermachen mit unserem Kulturkalender.

## Trost auf vier Beinen



### Das Projekt Silberpfoten: Hund sucht Heim

Ben sucht ein liebevolles Zuhause, ohne Treppen oder viele Stufen. Er wünscht sich Menschen, die Zeit für ihn haben und viel zuhause sind, gerne auch mit größeren Kindern. Katzen und freilaufende Kleintiere sollten dagegen besser nicht im gleichen Haushalt wohnen. Ben ist ein älterer Briard-Mix, ein französischer Hirtenhund. Der kastrierte Rüde wurde am 26. November 2005 geboren und wiegt etwa 40 Kilo. Bei Interesse bitte im Hundehaus des Tierschutzvereins melden.

Kontakt: Marcel Yousef, Projekt Silberpfoten, Tierschutzverein Stuttgart und Umgebung e. V.  
Furtwänglerstraße 150, 70195 Stuttgart, Telefon: 0711 · 65 67 74 11

Wir finden, dass das Projekt „Silberpfoten“ des Tierschutzvereins Stuttgart einige tolle Ziele verfolgt. „Silberpfoten“ kümmert sich unter anderem darum, ein neues Zuhause für Tiere zu finden, wenn Herrchen zu schwach geworden oder Frauchen gestorben ist. Die Tierschützer betreuen auch andere ältere Tiere, die ein neues Zuhause suchen. Um „Silberpfoten“ dabei zu unterstützen, bieten wir hier gern ein wenig Platz an.

# Hinschauen macht glücklich

Am Donnerstag, dem 14. September, hat das Theaterstück „Die Bestatter“ Premiere im Stuttgarter Theaterhaus. Wilhelm Schneck, der Gründer von Lokstoff! Theater im öffentlichen Raum ist auch Initiator dieses Stücks. Hier erfahren wir, was ihn dazu bewegt hat und was das Stück ihm bedeutet.

Zwei Jahre ist es her, dass Wilhelm Schnecks Mutter gestorben ist und in Nürtingen begraben wurde.

Zwei Jahre, seit einige Gespräche mit dem dortigen Bestatter seine Neugier auf dieses Metier gelenkt haben. Seither kann er beobachten, wie sein Gedanke, ein Theaterstück über Bestatter zu entwickeln und aufzuführen, jede Woche ein wenig mehr Form und Fassung gewinnt. Nach und nach kommen Gespräche, ein Team, Sponsoren, Proben, die Bühne. Und ein fester Aufführungstermin im Theaterhaus in Stuttgart.

Bei den Proben fallen ihm die Auseinandersetzungen mit dem Eigenen auf. Jeder hat sein Thema, seine eigenen Berührungspunkte. Es lässt keinen kalt. Es ist kein abstrakter Stoff, der da abgehandelt wird. Es ist das Leben. Die Endlichkeit. Auch die eigene. Jeder, der mitmacht, bringt immer wieder eine neue Erfahrung, eine Begegnung, eine Geschichte mit

ins Spiel. Die Wirklichkeit fließt ein, das Leben bahnt sich einen Weg auf die Bühne. Mal heiter, mal traurig.



Wilhelm Schneck, 50.

Aber auch die Wirklichkeit erscheint ihm heute anders. Die Endlichkeit ist greifbarer geworden, sagt er. Viel von dem Mysterium um den Tod hat sich für ihn gelüftet. Er weiß jetzt, wie der Tote in den Sarg und wie die Urne auf den Friedhof kommt.

Jetzt kennt Wilhelm Schneck Menschen, die ganz nah am Tod arbeiten, und hat eine Idee von dem, was sie beschäftigt und berührt. Früher war das alles ganz weit weg. Und irgendwie ist es besser jetzt. „Die Auseinandersetzung mit dem Tod macht mich glücklich. Das Hinschauen macht mich stark.“

Die Gratwanderung zwischen dem Wunsch, einerseits authentische Einblicke in eine ach so fremde Welt zu gewähren und andererseits auch das Publikum zu unterhalten, Humor und Rührseligkeit auf der Bühne zu verknüpfen, verlangt immer wieder viel Feingefühl. Es ist eine nicht enden wollende Herausforderung. Irgendwie eine andere Form davon, Tränen zu lachen.

Er schafft es nicht regelmäßig, das Grab seiner Mutter zu besuchen, aber wenn er da ist, dann redet er mit ihr über das Stück. Damit sie auch wirklich weiß, dass aus ihrem Tod etwas Gutes entstanden ist.

Wilhelm Schneck absolvierte seine Schauspielausbildung am Theater tri-bühne in Stuttgart. Mehr als ein Jahrzehnt war er dort im Ensemblemitglied. 2003 gründete er Lokstoff! Theater im öffentlichen Raum. Er ist bei Lokstoff! in der künstlerischen Leitung tätig, arbeitet als Schauspieler und führt seit 2006 erfolgreich Regie bei zahlreichen Produktionen.

Weitere Aufführungen: Fr, 15. September 2017, 20 Uhr, Sa, 16. September 2017, 20 Uhr  
Fr, 13. Oktober 2017, 20:15 Uhr, Sa, 14. Oktober 2017, 20:30 Uhr, Do, 7. Dezember 2017, 20:15 Uhr  
Tickets: Vorverkauf 23 Euro · ermäßigt 15 Euro, Abendkasse: 24 Euro · ermäßigt 15 Euro  
Telefonische Reservierung unter: 0711 · 402 07 -20 / -21 / -22 / -23 täglich von 10:00-21:30 Uhr  
oder online über [www.reservix.de](http://www.reservix.de)

# Die Bestatter

Wir freuen uns auf Sie!



5 Szenen für  
3 Stimmen

Regie: Christian Müller  
Musikalische Leitung: Alexander Reuter

Premiere: Do, 14. September 2017, 20 Uhr  
Theaterhaus Stuttgart

Mit freundlicher Unterstützung

HALLER  
Bestattungshaus

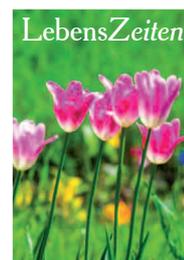
BRUCE B.

LB BW  
Landesbank Baden-Württemberg

KÄSTNER

LebensZeiten soll helfen, sich auf das Unvermeidliche vorzubereiten,  
und Mut machen für das Leben danach.

Ein Magazin des Bestattungshauses Haller.



## Möchten Sie LebensZeiten regelmäßig erhalten?

Dann senden Sie diesen Coupon an LebensZeiten, Bestattungshaus Haller,  
Obere Weinsteige 23, 70597 Stuttgart oder kontaktieren Sie uns per E-Mail  
an lebenszeiten@bestattungshaus-haller.de. Wir schicken Ihnen die nächsten  
Ausgaben von LebensZeiten zwei Jahre lang zu, innerhalb Deutschlands kostenlos.

Vorname:

Nachname:

(LZ16)

Straße:

PLZ & Ort:

*(Kunden des Bestattungshauses Haller erhalten LebensZeiten automatisch zwei Jahre lang.)*

## Impressum

LebensZeiten, Herausgeberin & Redaktion: Andrea Maria Haller, Obere Weinsteige 23,  
70597 Stuttgart, Internet: [www.bestattungshaus-haller.de/magazin-lebenszeiten](http://www.bestattungshaus-haller.de/magazin-lebenszeiten)  
E-Mail: [lebenszeiten@bestattungshaus-haller.de](mailto:lebenszeiten@bestattungshaus-haller.de) · Lektorat: [www.renkenberger.net](http://www.renkenberger.net)  
Auflage 3.200 · LebensZeiten erscheint vierteljährlich.